

Hoffnung

Mit dem Begriff ‚Hoffnung‘ wird heute üblicherweise eine positive Erwartungshaltung gegenüber der Zukunft oder einem bestimmten Ereignis bezeichnet. Zu hoffen heißt in diesem Sinne, darauf zu vertrauen, dass sich Dinge zum Guten wenden oder dass ein gewünschtes Ziel erreicht werden kann, selbst wenn die aktuellen Umstände schwierig oder unsicher sind. Hoffnung, so könnte man meinen, unterscheidet sich von bloßem **Wunschdenken** dadurch, dass sie oft mit konkreten Handlungen und Strategien verbunden ist, um das Erwünschte tatsächlich zu erreichen. Dies ist jedoch eine ziemlich oberflächliche Sicht auf das zugrunde liegende Phänomen.

Noch in der römischen und griechischen **Antike** galten Menschen, die Hoffnungen äußerten, als irreal, nicht ernst zu nehmende Personen. Sie seien nicht in der Lage, meinte man, die Erfüllung ihrer Wünsche realistisch anzugehen. Weiter zurück in der Vergangenheit dürfte diese Haltung sogar noch stärker gewesen sein. Der antike Mensch war einer der Tat, nicht des Hoffens. Die Mauern von Jericho und Troja erstürmte man nicht mit Hoffnung, sondern mit (vorwiegend männlichem) Mut und Waffengewalt. Unvermeidliche Formen der Hoffnung waren beschränkt auf den Bereich der Beziehungen zwischen hohen Autoritäten und den von ihnen abhängigen Personen: Wer nicht Herr seines eigenen **Schicksals** ist, muss hoffen, dass es ihm gnädig gesonnen ist.

Schon im frühchristlichen Kulturraum wurde die Einstellung zur Hoffnung jedoch zu einem Leitmotiv des neuen **religiösen Weltverhältnisses**. Nun ist die Hoffnung ein wichtiger Antrieb für alle transzendent konnotierten Bereiche menschlichen Handelns, vorwiegend auf der moralischen Ebene, wo es allgemein um eine ‚bessere Welt‘ geht: Dort stiftet die Hoffnung erhebliche Kraft und die erforderliche Ausdauer, in ideologisch und politisch herausfordernden Situationen nicht aufzugeben. Hier kann sich Hoffnung sogar zum realitätsverweigernden **Starrsinn** versteifen, bis hin zum unverbesserlichen ‚Martyrer‘-Ideal. Als Ernst Bloch zwischen 1938 und 1947 sein Hauptwerk *Das Prinzip Hoffnung* schrieb, reihte er sich in die Riege seinerzeit oft christlich motivierter Marxisten ein. Bloch ist darin Karl Jaspers und dem religiösen Öko-Marxisten Hans Jonas verwandt. Die von ihm – immer nur aus europäischer Perspektive – gedachte Person schildert er recht bescheiden in ihren „Kleinen Tagträumen“ (Titel des 1. Teils), d.h. vor allem im Hinblick auf ihre unbewussten Wünsche, ihr Sehnen und Hoffen, darin dem seinerzeit noch frischen **psychoanalytischen Menschenbild** nahe.

Bis heute gilt jedoch, dass Tatmenschen besser nicht mit Hoffnungen daherkommen sollten, sondern mit plausiblen Plänen und entsprechender Entschlossenheit. So auch der antike Tatmensch Nietzsche, der die Hoffnung in *Menschliches, Allzumenschliches* als eine Form des Leidens ansah, das Menschen in ihrer qualvollen Existenz verharren lässt, statt sie zu überwinden. Darin ist er Marx nahe. Wer beispielsweise als Unternehmer:in einen Kreditantrag stellt oder einen Börsenprospekt an künftige Anleger herausgibt, sollte das Wort ‚Hoffnung‘ darin tunlichst vermeiden. Auch Politiker:innen meiden mit gutem Grund dieses Wort, wenn sie ihre politischen Ambitionen kundtun. Nach wie vor klingt es schwach, von Hoffnung zu sprechen, wenn es um den materiellen oder ideologischen Wettbewerb, den gesellschaftlichen Erfolg und allgemein die Fähigkeit zur Realitätsbewältigung geht. Redensarten wie ‚Die Hoffnung stirbt zuletzt‘ gebrauchen wir eher spöttisch. In dieser Hinsicht lebt die Antike in uns ungebrochen fort.

Umgekehrt dazu wird ‚Hoffnung‘ in vielen, oft weiblich konnotierten Lebenszusammenhängen verwendet, z.B. bei schwangeren Frauen im Hinblick auf die nahende Geburt, besonders unter Jugendlichen in unerfüllten Liebes- und anderen emotionalen Angelegenheiten etc. Auch hier klingt untergründig immer die **Macht- und Hilflosigkeit** derer an, denen gesellschaftlich das Heft realer Wirklichkeitsgestaltung entweder noch nicht gegeben oder überhaupt nie gewährt wurde.

In der modernen Popkultur wird die Hoffnung systematisch als Glauben an eine bessere Zukunft romantisch verklärt. Die Redensart „noch einen Funken Hoffnung haben“ steht allerdings eher für einen Grundzustand der Verzweiflung als für ein tatsächliches Glücksgefühl. In Anlehnung an die *Fromme Helene* von Wilhelm Busch, der er in Anbetracht ihrer prekären Lebenslage bescheinigt: „Wer Sorgen hat, hat auch Likör“, sollte man deshalb vielleicht besser davon abraten, seine Hoffnungen z.B. in Gestalt von Lotto-Tippscheinen zu kultivieren und sich eher mit frischem Optimismus der Wirklichkeit zu zuzuwenden.